



Foto: HafenCity Hamburg | IBA Hamburg / Bente Stachowske

Dr. Robert Kaltenbrunner

Leiter der Abteilung „Bauen, Wohnen, Architektur“
beim Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung
(Bonn/Berlin)

Placemaking – oder was es heißt, Heimat zu finden in der Stadt

Raumaneignung ist nichts anderes, als das Unbekannte an das Bekannte anzubinden. Im folgenden soll anhand von fünf Thesen oder Forderungen das Schlagwort „Open City“ aus stadtplanerischer Sicht eingekreist werden.

(1) Keinem falschen (idealistischen) Bild von Urbanität nachhängen

Mit Urbanität verbinden die modernen Lifestyle-Gruppen etwa folgende Standortfaktoren: Eine breite Palette an Freizeitaktivitäten einschließlich hochklassiger Sportveranstaltungen, eine vielfältige Club- und Kneipenszene; ein reichhaltiges Angebot an Sehenswürdigkeiten, Erlebnismöglichkeiten und Attraktionen; zahlreiche Möglichkeiten für Spaziergänge und Erkundungen; ein hohes Maß an sozio-kultureller Heterogenität, Aufgeschlossenheit und Toleranz in der Bevölkerung. Wenn aber, wie es empirische Erhebungen belegen, nur knapp 30% der Nachfrager eine solche ‚Urbanität‘ schätzen – was ist dann mit den anderen 70%? Tatsächlich besteht Grund zu der Annahme, dass für sie eine solche ‚Urbanität‘ keine Relevanz bei Standortentscheidungen hat. Die Menschen haben die unterschiedlichsten Vorstellungen dazu, und es kann zwischen diesen und anderen Gruppen der Stadtbevölkerung zu durchaus heftigen Konflikten kommen.

(2) Offenheit in der Planung zulassen

Indem Planung das Unvorhersehbare ausschalten will, wirft sie Probleme auf. Denn Stadtentwicklung hat etwas mit der Spieltheorie zu tun, der zufolge die Spieler sich entscheiden, ohne die einzelnen Gegebenheiten des Problems zu kennen, von denen einige bekannt sind, andere zufallsbedingt, wieder andere unbestimmbar. Und noch einen Aspekt möchte ich anführen: Jede Empirie ist denknotwendig auf Vorgegebenes bezogen. Sie kann insbesondere neue, noch in der Zukunft liegende Entwicklungen nicht erfassen. Gerade weil es hier keine abgeschlossenen Antworten gibt, bleibt es immer gefährlich, sich bei Investitionen, die auf lange Frist Geltung behalten, auf einen abgeschlossenen Kanon von Funktionen und Bedürfnissen zu beziehen. Daraus folgt, dass es eine gewisse Neutralität braucht, im Städtebau ebenso wie auf der Ebene der einzelnen Wohnung.

(3) Das Quartier als intermediäre Kategorie (zwischen Wohnung und Stadt) begreifen und stärken

Funktionierende Nachbarschaften, die sowohl das Mit- als auch das Nebeneinander zulassen, sind Ergebnis langer Prozesse und von unterschiedlich intensiv gewachsenen Sozialbeziehungen. Wer glaubt, dass diese Form des urbanen Lebens leicht reproduzierbar sei oder ihm per se innewohne, täuscht sich. Dass der Quartiersgedanke von entscheidender Bedeutung ist, zeigen auch die sogenannten gated communities – allerdings auf negative Art. Solche Quartiere und Projekte partizipieren an dem sie umgebenden Kiez, geben der Stadt aber nichts zurück. Gleichwohl kann man aus dem vermeintlichen Erfolgsmodell etwas lernen: Nachbarschaften sind augenscheinlich stabiler, wenn sie eine gewisse Homogenität aufweisen. Soziale Netzwerke erweisen sich als stärker, wenn Lebensstil und ökonomischer Status sich ähneln. Besteht die Wahl zwischen zwei Nachbarn, die während der eigenen Abwesenheit nach dem Rechten schauen, wird gewöhnlich zuerst derjenige gewählt, der dem eigenen Lebensstil näher steht. Dennoch bleibt es Aufgabe, räumliche Bedingungen zu schaffen, die wünschenswerte Entwicklungen eher unterstützen. Denn alle Bauten weben mit an dem Stoff, aus dem die Gesellschaft ist.

(4) Räume öffentlich machen

Öffentliche Räume entstehen durch Nutzungen. Deshalb stellt sich die Frage, welche Nutzungen werden durch bestimmte Planungen, Infrastrukturen und Bauten erzeugt? Und welche Nutzungen lassen andere – andersgeartete – Räume zu? Entscheidend ist, wie ein Raum genutzt und empfunden wird. Es braucht also unterschiedliche Anstrengungen, an bestimmten Orten gewissermaßen eine „gefühlte Öffentlichkeit“ zu entwickeln. Um den multifunktionalen und nutzungsoffenen Charakter der öffentlichen Räume zu gewährleisten, ist ein Bemühen um verträgliches Nebeneinander verschiedener Nutzungsarten ganz zentral. Und für die entsprechenden Spielregeln braucht es eher informelle sozialräumliche Strukturen als formale Instanzen.

(5) Eine gewisse Kleinteiligkeit gewährleisten

All zu oft wird Stadtgestaltung heute als Instrument und Ausdruck der Gewinnmaximierung bei der Verwertung von Grundstücken und Immobilien verstanden. Ein Grundproblem liegt schon in der Frage der Größenordnung, oder andersherum, in der städtebaulichen Körnung. Wenn wir unter Stadt urbane Vielfalt und Lebendigkeit verstehen, dann braucht sie eine gewisse Kleinteiligkeit. Genau die aber spielt in den Strategien der Immobilienwirtschaft keine oder doch nur eine geringe Rolle. Um aus diesem Problemkreis herauszukommen, bräuchte es vielleicht so etwas wie die Mischkalkulation in vielen Shopping Malls, die einem Blumenladen oder Frisörsalon – zur Arrondierung des Angebots – günstigere Konditionen einräumen. Kann man ein solches Prinzip auch gleichsam ins Öffentliche heben?

Stadtentwicklung ist mühevolle Detailarbeit, und die individuellen Einwirkungsmöglichkeiten im Prozess sind oftmals begrenzt.

Impulsvortrag von Dr. Robert Kaltenbrunner auf der internationalen Konferenz »Stadt neu bauen« am 21. Juni 2013 in Hamburg.